

H
239

A. 2546

239.

Höhen und Tiefen

Heft 10

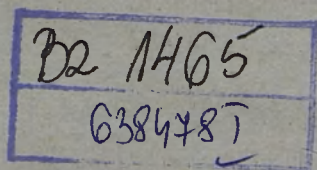
Bilder aus der Geschichte
der ehemaligen Zisterzienserabtei
Rauden in Oberschlesien

Von

Max Niedurn



Druck und Verlag von W. Crüwell in Dortmund



A. 2576



20.000,-



Ehemalige Stiftskirche der Zisterzienser in Rauden. (Jetzt Pfarrkirche.)

Ein fürstliches Geschenk.

1.

Durch den dichten, weiten Wald, in dem noch die herbstlichen Morgennebel dampften, sprengte eine Schar von Reitern dahin. Männer im Lederwams, die Armbrust über der Schulter und den Speerschaft im Steigbügel, trabten voran; ebensolche Gewaffnete schlossen den Zug. In ihrer Mitte ritt der Herzog Wladislaus von Oppeln, sein Kanzler Kolhard hinter ihm. Ernst und in sich gefehrt saß der Herzog auf seinem Reittier.

Kein Kriegszug war es, nein, eine friedliche Reise, die sie unternahmen. Es galt heute, von der Burg in Ratibor aus den weißen Mönchen im Kloster zu Rauden einen Besuch abzustatten, zu sehen, wie des Herzogs Gründung unter ihrer Obhut gedieh. Die Gedanken des Landesherrn weilten bei dem Ereignis, das ihn zur Stiftung des Klosters veranlaßt hatte. Noch einmal durchlebte er jene schwere Stunde, da er, von seinem Jagdgesolge getrennt, ratlos und verlassen in der unwegsamen Wildnis umherirrte und sich verloren glaubte. Verraucht war damals die Jagdlust nach dem stattlichen Reh und dem grimmigen Bären in der stundenlang währenden Ungewißheit, was nun werden sollte. Nichts regte sich umher; nur die kleine Silberquelle am bemoosten Stein glückerte unbekümmert zu den Süßen des Verirrten. Endlich, nach langen, bangen Stunden ertönten Menschenstimmen und Hundegebell. An der Quelle fand sich der Jagdtroß, ein Wunder fast, wieder zu seinem Herrn. Wie durch eine gegenseitige Abrede war dies geschehen; und das gab dem Herzog zu denken. Das geheimnisvolle Walten Gottes beschäftigte fortan seine Seele, und er

beschloß, diese Stelle zu einer Stätte göttlicher Verehrung zu machen. Seine fromme Gemahlin Euphemia unterstützte warm und eifrig den Plan des Herzogs, das zu gründende Heiligtum den fleißigen Zisterziensern anzuvertrauen, zur Ehre Gottes, zum Dienste der Menschen und zum Segen des noch unwirtlichen Waldlandes.

Und so geschah es. Am Ufer des Rudaflusses erschien der greise Abt Peter mit seinen Mönchen aus dem Kloster Andreow und nahm von dem Klösterlein in der einsamen Waldwildnis Besitz mit dem festen Vorsatz, es zur Pflanzstätte christlicher Religion und Gesittung zu machen.

Sie fanden alles wohl bereitet. Das Klosterhaus und die Wirtschaftsgebäude neben dem kleinen Kirchlein, aus den Baumriesen des umliegenden Waldes fest gefügt, harrten ihrer neuen Besitzer. Der Herzog selbst hatte alles eronnen, angeordnet und die Werkleute zur Eile getrieben. Und nun war er auf dem Wege dahin, die Söhne des heiligen Bruno, ihres Ordensstifters, zu besuchen und ihnen ihre Bereitwilligkeit und ihren Eifer noch besonders zu belohnen durch ein wahrhaft fürstliches Geschenk.

Nur er und sein Kanzler Kolhard wußten darum. Jetzt redeten sie miteinander über des Herzogs löbliches Vorhaben, erwogen auf dem Wege in fluger, ernster Rede noch dies und das, bis sie endlich auf einer Waldblöße die stille Klosterinsel gewahr wurden. In verschwenderischer Fülle lag das Gold der Herbstsonne auf den grauen Schindeldächern und lachte den eifrig schaffenden Mönchen in die härtigen Gesichter. Friedlich lag die Niederlassung, von einem starken Bohlenzaun umfriedet, auf dem gerodeten Waldgrunde. Fleißige Hände regten sich im Garten und auf dem Felde; im Walde flogen die Späne, und die Baumriesen frachten zur Erde. Niemand von den eifrig Werkenden ahnte, welch hoher Besuch heute im Klösterlein zu Rauden Einzug halten wollte.

2.

Die Mönche, die sich mit Art, Säge, Hacke und Spaten draußen mühten, hoben die Köpfe und hörten staunend den Ruf des Kloster-glockleins durch die herbe Herbstluft schallen. Die Mittagsglocke konnte es nicht sein, dazu war es noch zu früh. Also galt es einer besonderen

Angelegenheit. Gehorsam und doch voller Neugier eilten sie herbei und sahen des Herzogs Reiter im Hofe stehen. Zaghaft betraten sie den Konventsraum, in dem Herzog und Abt bereits auf sie warteten. Die ganze Klostergemeinde sollte Zeuge sein der feierlichen Stunde. So hatte es Wladislaus gewünscht.

Und nun standen sie um ihren greisen Abt herum, die schwielenharten Hände in die Kuttenärmel versenkt, die Gesichter noch von der Arbeit gerötet, des Neuen harrend, das sich vor ihren Augen und Ohren austun sollte. Auf einen Wink des Herzogs entfaltete der Kanzler eine umfangreiche Pergamentrolle, an der das fürstliche Siegel in brauner Holzkapsel rot leuchtete, und begann zu lesen:

„Im Namen des Herrn, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Weil alles Zeitliche mit der Zeit vergeht und die Taten der Sterblichen, wie der weise Salomon sagt, ihre Zeit haben und alles und jegliches Entschwundene die Vergessenheit bedeckt, darum hat kluger Rat es eronnen, das Erinnerungswerte durch sorgfältige Schrift dem ewigen Gedächtnis zu überliefern. Deshalb befunden wir, Kasimirs Sohn, von Gottes Gnaden Herzog von Oppeln, zugleich mit unserer ehrwürdigen Gemahlin Euphemia und unsern Söhnen Mestko, Kasimir und Boleslaus allen Christgläubigen, welche gegenwärtigen Brief lesen oder hören werden, daß wir mit gleichem Rat und Einhelligkeit dem von uns am Rudasflusse gegründeten Wladislauskloster Zisterzienserordens und den allda Gott dienenden Brüdern eine solche Macht und Autorität verliehen haben.“ Dann verkündigte er den Versammelten, welche Vorrechte der Herzog dem Kloster verleihe: Niemand anderem sollten die Bauern und Dienstleute auf den Klosterbesitzungen untertan sein als dem Abt; nur er oder ein von ihm ernannter Richter durfte sie vor das Gericht fordern, sie in kleinen und großen Verbrechen mit Schild und Stab, mit Eisen und Wasser richten und bestrafen. Der Herzog verzichtete zugunsten des Klosters auf alle ihm zustehenden Rechte, die ihm bisher in den Besitzungen und Dörfern, die er dem Kloster schenkte, zuzamen: die Jagd, den Biberfang, das Holzschlagen, den Fischfang. Frei war das Kloster von allen Abgaben an Korn und Hafer für das herzogliche Schloß; von dem Geleit des Landesherrn zu Wasser und zu Lande; weder Wagen noch Vorspann brauchte das Kloster dem

Fürsten zu stellen. Freigebig und freiwillig wurden Zölle, Steuern und Zinsen erlassen. All das sollte zum Besten und Vorteil des Klosters dienen jetzt und zu allen Zeiten.

Nachdem noch der Kanzler die Zeugen verlesen hatte, die bei Aufstellung dieser wichtigen Urkunde zugegen gewesen waren und ihre Unterschrift daruntergesetzt hatten, schloß er mit den feierlichen Worten: Gegeben zu Ratibor am 21. Oktober im Jahre der Herrn 1258.

Gerührt von so viel Güte und Gnade, hob der Abt segnend die Hände und sagte mit bebender Lippe: „Wir armen Brüder haben nichts als unser Gebet, mit dem wir für das wahrhaft fürstliche Geschenk unserm Stifter danken können. Möge unser Flehen erhört werden und reicher Himmelssegens auf den gütigen Geber und sein Haus herniedertauen!“

Der Herzog schloß den greisen Abt in seine Arme und sprach: „Mehr bedarf es nicht. Euer Gebet ist mir Lohn genug.“

3.

Nachdem der Herzog sich durch ein einfaches Mahl an der Tafel der Klosterbrüder gestärkt hatte, führte ihn der Abt durch die Niederlassung. Er zeigte ihm das Vieh in den Ställen und die Vorräte in den Scheunen. Im Garten wies er auf die stattliche Reihe von Obstbäumen, die eben ihre ersten Früchte getragen hatten. Bruder Nikolaus sammelte in seinem Gärtlein sorgsam die letzten Heilkräuter, die er im Sommer mit großer Mühe gezo-gen hatte, um sie gegen allerlei Krankheiten und Gebrechen zu verwenden. Auf dem Werkplatz lagen mächtige Stämme und Balken, die mit Art und Säge für ein neues Gebäude hergerichtet wurden. Noch vor Eintritt des Winters sollte es aufgestellt werden. Am Ufer des Rudauflusses stand bereits die Fische-rhütte, und die Fische-rhäpne schaukelten auf dem Wasser.

Der Herzog lobte den Eifer der Mönche und wünschte ihnen das Beste für die Zukunft. Dann nahm er Abschied und ritt mit seiner Begleitung davon. Bald verschwand der Reiterzug im dichten Walde, und ehe noch die klare Herbstsonne sich hinter die Wipfel der Bäume senkte, lag die Kloster-gemeinde im Kirchlein auf den Knien und ließ

ein inbrünstiges Dankegebet zum Himmel schallen. Im Halbdunkel des Gotteshauses klang es im Wechselgesang von den Lippen der Brüder: „Laßt uns anbeten den Herrn, der uns gemacht hat!“ — „Herr, öffne meine Lippen!“ ertönte die Stimme des Abtes. „Und mein Mund soll dein Lob verkünden“, antworteten die Brüder.

„Auf dich, o Herr, habe ich vertraut; in Ewigkeit werde ich nicht zuschanden werden“, betete der Abt.

„Amen“, klang es im Chor.

Neues Land wird erschlossen.

1.

Auf den Adern und Wiesen schmolz der Rest des Winterschnees. Die braunschwarzen Erdschollen dampften in der warmen Lenzsonne. Bald konnten sie trocken sein und die fleißige Hand des Bauern zur Arbeit rufen.

Die Klosterbrüder zu Rauden rüsteten in Stall und Schuppen das Ackergerät für die Feldbestellung; sie schärften Beil und Säge, um der Waldwildnis Neuland abzugewinnen, das die Klostergemeinde ernähren sollte. Viel, sehr viel gab es noch zu tun. Schwere Arbeit erwartete das Häuflein der unermüdlichen Siedler.

Ihr greiser Abt Peter sah mit Kummer und Sorge der Zukunft entgegen. Was nützte dem Kloster der reiche Besitz, der ihm durch die Gnade des Herzogs zugefallen war, wenn er nur zum kleinen Teil bebaut werden konnte! Die Mönche tagaus, tagein von früh bis abends bei harter Arbeit; nur in der Nacht einige Stunden kärglicher Ruhe, dazu noch unterbrochen von den Gebetsübungen, die nach der Ordensregel verrichtet werden mußten. Seine Mitbrüder dauerten ihn. Er hatte ihnen helfen und den Gewinn für das Kloster mehren wollen und deshalb an Mrocco, des Herzogs Kastellan zu Oppeln, die dringende Bitte gerichtet, er möge fremde Siedler herbeirufen. Ihnen wollte er das wüste Waldland, das sich längs des Rudasflusses in einem breiten Gürtel fast bis zur Oder erstreckte, zur Urbarmachung anvertrauen. Der Kastellan war in diesen Dingen ein erfahrener Mann, dessen Rat und Unterstützung der Abt vertrauensvoll in Anspruch nahm. Freudige

Zustimmung war aus der Burg zu Oppeln eingetroffen; aber es schien, als hätte man dort die Bitte des Abtes vollständig vergessen. Der Abt wartete nun schon drei Jahre mit Ungeduld auf die heißersehnten Helfer.

Wider Erwarten hatte der Winter die frühlingswarme Erde noch einmal mit Schnee und Eis bedacht und die Klosterbrüder in ihr Haus getrieben, da pochte eines Tages ein fremder Mann an die Klosterpforte. Er meldete, daß ihn der Kastellan Mrocco zu Oppeln hergeschickt hätte, um mit dem Abt über die Besiedelung des Waldes zu verhandeln. Ein Schreiben des herzoglichen Beamten und zwei Zeugen brachte er zum Beweise mit. Man führte den Fremden sofort vor den Abt, der ihn mit einem Segenswunsch willkommen hieß. In dem Schreiben war zu lesen, Mrocco empfehle dem Abt, von den 100 Hufen Waldes 50 Hufen (3600 Morgen) dem Unternehmer Heinrich Angrimann zu übergeben, damit er sie nach deutschem Recht ausseze. Heinrich bemerkte noch dazu, daß seine Landsleute, Bauern aus dem Innern Deutschlands, mit Wagen, Ackergerät und Werkzeug in Oppeln zurückgeblieben seien und voll froher Hoffnung auf günstige Nachrichten von ihm warteten. Der Abt zeigte sich sehr befriedigt über den Erfolg seiner Bemühungen. Eine schwere Sorge war er losgeworden, und lichter erschien ihm die Zukunft.

Am nächsten Tage wurde in Gegenwart des Priors Bartholomäus und der zwei Zeugen des Kastellans zwischen dem Abt und Heinrich alles festgesetzt, was bei der Besiedelung zu beachten sein werde; nämlich die Aufteilung des Waldlandes in große Stücke oder fränkische Hufen, damit jeder Ansiedler auskömmliche Nahrung habe. Die Leute sollten zehn Jahre lang von allen Abgaben frei sein. Erst wenn das Land Ertrag liefere, brauchten an das Kloster Zins und an die Kirche der Zehnt von jedem geernteten Malter Getreide gezahlt zu werden. Heinrich, als Scholze der Ansiedlung, erhielt zwei Hufen frei von allem Zins und Zehnt.

Bei den Verhandlungen zeigte sich Heinrich als echten deutschen Bauer. Sein ernstes, entschlossenes Gesicht, seine Besonnenheit und seine bestimmte Sprache machten auf den Abt den günstigsten Eindruck. Er fand, daß der Besitz des Klosters bei diesem Manne in den besten Händen sei. Und er hatte sich nicht getäuscht.

Tags darauf schwangen sich Heinrich und seine Begleiter auf die Pferde, um das Waldstück zu umreiten, das ihnen zur Auftheilung zugedacht war. Der Prior begleitete sie. Es war ein mühsamer Ritt durch den fast weglosen Wald, vorbei an ausgedehnten Sümpfen und über weite Strecken, auf denen die vom Sturmwind und Schnee gestürzten Baumriesen wirr durcheinander lagen. Selten stießen sie auf das armselige Anwesen eines Waldbauern, der ihnen auf ihre Fragen nur scheu und ängstlich Bescheid gab und sie dann halb neugierig und halb mißtrauisch von seiner elenden Holzhütte aus beobachtete. Endlich war der Ritt beendet. Heinrich wandte sich gegen Oppeln, der Pater Prior ritt dem Kloster Rauden zu.

Nach einigen Wochen langten die Ansiedler mit Pferd und Karren und ihren Familien im Klosterwalde an. Es ging sogleich ans Vermessen der Hufen, die nun den einzelnen Bauern zugeteilt wurden: an Michael Serber und Christoph Knote, an Johannes Edler und Nikolaus Stark und andere. Erdhäufen und Findlingsblöcke bezeichneten die Grenzen des Einzelbesizes.

Bald lichtete sich der Wald. Bloßhäuser, Ställe und Scheunen erhoben sich auf den freien Stellen. Der eiserne Pflug, von kräftigen Ochsen gezogen, schuf aus dem Waldboden fruchtbare Ackerflächen, die nun Gerste, Hirse und Brotforn tragen sollten. Für das Vieh gab es im Walde freie Hutung und genug Winterstreu in den Stall. —

Jahre vergingen. Das Werk der Besiedelung gedieh. In den Gärtdchen hinter dem Hause blühten Sonnenblumen, Klettermalven, Rittersporn, Pfefferrminze und Salbei, deren Samen man aus dem Klostergarten zu Rauden geholt hatte. Der Ziehbrunnen streckte seinen Schwengelbalken hoch in die klare Luft. In der offenen Haustür hielt das Gatter die zudringlichen Gänse und Hühner vom Glur ab, und der treue Hund träumte in der warmen Mittagssonne.

Neue Ansiedler erschienen. Die Ansiedlung vergrößerte sich. Heinrich wurde das Oberhaupt der Gemeinde, der Schulze. Er sorgte für Ordnung, schlichtete Streitigkeiten und bestrafte den, der sich gegen den Nachbarn schuldig gemacht hatte. Der Abt verlieh ihm das Recht,

eine Mühle zu bauen, in der die Ansiedler ihr Getreide mahlen konnten; auch durfte er Fischteiche anlegen. Später noch sollte er das Recht erhalten, drei Bänke, je eine für einen Bäcker, einen Fleischer und einen Schuhmacher, zu vergeben und sich dafür eine Abgabe zahlen zu lassen. Im Auftrage des Klosters errichtete Heinrich ein hölzernes Kirchlein, in dem ein Pater aus Rauden den Gottesdienst hielt. Und als die Freijahre um waren, zahlten die Bauern den Zins an das Kloster und den Zehnt an die Kirche. Von allen anderen Abgaben waren sie frei; denn das polnische Recht mit seinen drückenden Lasten, z. B. Abgabe des zehnten Stückes von Schafen, Kälbern, Seufeln, Gänsen und Hühnern, galt für sie nicht.

Im Laufe der Zeit erhielten die Ansiedlungen ihre Namen, und es mögen nach und nach die Dörfer Schönwald, Klein-Rauden, Stanitz Stodoll und Janfowitz entstanden sein.

Ein kostbarer Schatz.

1.

Im Klostergarten blühte und sang es, und aus dem dichten, dunkeln Walde, der das Kloster Auschwitz umgab, kam duftende und klingende Antwort. Mit freundlichen Gesichtern gingen die Klosterleute in Hof und Garten ihrer Arbeit nach und freuten sich der Frühlingspracht.

Nur Bruder Stephan saß in seiner Zelle und nahm sich keine Zeit, einen Blick in die bunte Welt zu tun. Versunken in seine Arbeit, hoßte er auf dem harten Holzschemel vor dem Schreibpult. Auf dem langen Tische lagen viele Pergamentblätter, die seine kunstgeübte Hand mit allerlei Buchstaben bemalt hatte. Und immer wieder tauchte er seine Schreibfeder in das Farbenhorn zu seiner Rechten und setzte auf das geglättete, mit Linien versehene Pergamentblatt die roten Buchstaben.

Bald, bald ist alles fertig, dachte er, als er die letzte Zeile begann. Dann wollte er die ganze mühselige Arbeit von drei langen Jahren überprüfen, Fehler berichtigen und sich seines gelungenen Werkes freuen. Die Tage wurden immer länger, und wenn der Hochsommer gekommen sein würde, sollte der Abt Johannes von Rauden sein Evan-

gelienbuch erhalten. Er hatte es bei dem Schreibkundigen Bruder bestellt und wartete gewiß mit Sehnsucht auf das kostbare Werk.

Nach einigen Wochen endlich konnte Stephan seinen Mitbrüdern melden, daß die Arbeit fertig sei. Sie kamen alle herbei und bewunderten die Kunst des geschickten Schreibers. In schöner, deutlicher Schrift, jeder Strich sauber ausgeführt, waren die sonn- und festtäglichen Evangelien auf die Blätter gemalt. Die Anfangsbuchstaben der Abschnitte prangten in Gold und Silber, die Zeilen in roten und blauen Farben. Zierliche Schnörkel und kleine Bildchen schmückten einzelne Seiten. Man staunte und lobte. Bescheiden stand der fleißige Bruder dabei; aber sein blasses Gesicht strahlte vor Glück und Befriedigung über das vollendete Meisterstück.

Nun wurden die losen Blätter in einen festen Einband von weichem Leder geheftet. Und als auch diese Arbeit ihrer Vollendung entgegenging, sandte man einen Boten nach dem Kloster Rauden mit der Bitte, Abt Johannes möge nun zuverlässige Männer schicken, die das kostbare Werk abholen sollten.

Im Kloster Rauden löste die Kunde helle Freude aus. Zwei Brüder und einige bewaffnete Klosterknechte machten sich alsbald auf den Weg nach Aufschwiz, um das sehnlich erwartete Evangelienbuch in Empfang zu nehmen und nach Rauden zu geleiten. Abt Johannes hatte auch den Wunsch ausgesprochen, Bruder Stephan möge sein Werk selbst nach Rauden bringen und im Kloster einige Zeit als Gast verweilen. Er hätte es nach so langen, arbeitsreichen Monaten wohl verdient.

2.

Mit gespannter Aufmerksamkeit standen die Raudener Klosterbrüder um den Holzkasten, aus dem das Buch hervorgeholt und dann auf den breiten Tisch im Empfangszimmer niedergelegt wurde. Feierlich und mit bebenden Händen schlug der Abt den Deckel zurück und wendete die kunstvoll beschriebenen Blätter. Man staunte und bewunderte. Helles Entzücken ging durch die Reihen der weißen Mönche. Aller Augen waren bald auf das kostbare Stück, bald auf Bruder Stephan gerichtet. Gerührt segnete der Abt den Künstler und schloß ihn dann bewegt in seine Arme.

Noch am gleichen Tage schrieb der gelehrte Bruder Albanus in die Klosterchronik: Anno 1337, zwei Tage vor Mariä Himmelfahrt, wurde dem Kloster durch den Eifer und die Gnade des regierenden Abtes Johannes II. ein kostbares Stück beschert. Es ist ein Evangelienbuch, das Bruder Stephan von Auschwitz in kunstvoller Weise geschrieben hat. Deo gratias!

Bruder Stephan blieb längere Zeit in Rauden und genoß die Gastfreundschaft des Klosters. Gern erfüllte er den Wunsch des Abtes, einigen Brüdern die Kunst des Bücherschreibens zu zeigen. Seine Schüler und diejenigen, die von ihnen die Kunst lernten, haben dann später in emsigem Fleiß verschiedene Bücher für die Klosterbibliothek abgeschrieben und dadurch der Religion und der Wissenschaft gedient. Unter den Werken fand man Predigtbücher, Erklärungen der Heiligen Schrift, die Schriften der Kirchenlehrer, Wörterbücher und vieles andere.

Bereits im Jahre 1339 mußte Bruder Albanus in der Klosterchronik berichten, daß Abt Johannes gestorben sei. Seine Nachfolger hielten das Evangelienbuch des Bruders Stephan hoch in Ehren. Oft wurde Kloster Rauden von Bränden heimgesucht. Das Evangelienbuch vom Jahre 1337 aber blieb wunderbarerweise immer wieder erhalten. Noch in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde es beim Gottesdienste benutzt.

Aus schwerer Zeit.

Mit Vogelsang und bunten Blüten an Baum und Strauch fuhr der Frühling des Jahres 1647 über obereschleisches Land. Aber niemand achtete des fröhlichen Gesellen in seinem goldenen Sonnenwagen, denn zu hart hatte die Faust eines fast 30 Jahre währenden Krieges auf den Menschen gelastet, ihnen die Äder verödet und den letzten kargen Bissen vom Munde geraubt. Viele waren umgekommen vor bitterer Not, andere nach unmenschlichen Qualen unter den Händen roher, verwilderter Soldaten. Keine Freude auf den Gesichtern der Überlebenden; nur zerstörte Hoffnungen in den verbitterten, verängstigten Herzen. Wer sollte die Hand noch rühren zum redlichen Gewerbe, wenn Willkür und Zuchtlosigkeit die magere Ernte frevelnd zerstampfte oder fortschleppte?

In stumpfem Hinbrüten hoffte der Bauer vor seinem ärmlichen Häuschen, der Handwerker in seiner öden Werkstatt; es lohnte doch nicht, den Pflug zu führen oder den Hammer zu schwingen.

1.

Im Kloster zu Rauden saß in dieser Zeit der Abt Blasius mit dem Stiftschreiber über den Wirtschaftsbüchern; es galt, die Einnahmen und Ausgaben des Stifts gegeneinanderzustellen. Eine unerquidliche Arbeit. An jeder Zahl hingen qualvolle Erinnerungen der schweren Zeiten, unter denen das Land ringsum seufzte; und niemand wußte, wann sie ihr Ende erreichen würden. Fast schien es, als sollte das Elend ewig dauern.

Mager waren die Einnahmen, um so größer die Ausgaben, die das Kloster zum Schuldenmachen gezwungen hatten. 10 643 Goldgulden an barem Gelde allein waren innerhalb der letzten drei Jahre an die Kroaten und Wallonen des kaiserlichen Heeres gezahlt worden. Wieviel Segen wäre durch das Geld dem Kloster und seinen Untertanen erwachsen!

Stundenlang überlegten und rechneten die beiden Männer, bis endlich der Abt sich ermattet in seinen Stuhl zurücklehnte und sagte: „Mich überwältigt das Elend, das ich in 22 Jahren meiner Regierung erleben mußte. Ich bin müde geworden, Bruder Robertus. Bring die Rechnung nach bestem Wissen ohne mich zu Ende! Und dann noch eins, mein Lieber: Viel des Jammers und des Schreckens, so unserm Kloster durch Gottes Hand auferlegt wurde, hast du selbst erlebt. Schreibe es auf! Auch das, was du sonst noch erfährst aus dem Munde der Leute. Mag es der Nachwelt verkünden, was des Herzogs Wladislaus Schenkung am Rudasflusse in den Wirren der Kriegezeiten erlebt hat!“

Bruder Robertus entgegnete: „Vater Blasius! Gern will ich tun, wie du es wünschst. Gott gebe dir noch ein langes Leben, damit du dich auch des Wiedererstehens unseres Stifts aus Elend und Not erfreuen könntest!“

Müde lächelte der Abt zu den Worten des Stiftschreibers. Dann winkte er ihm, sich zu entfernen.

Doll Eifer machte sich Bruder Robertus an seine Arbeit. Irgendwo hatte er einige Bogen derben Papiers aufgestöbert, die durch heißen Sand gezogenen Federfiele fein zugeschnitten; und nun begann er zu schreiben, was er über die Nöte des Klosters zusammengetragen hatte:

Im Jahre des Herrn 1621, da noch das Alleluja des Osterjubels in unserm Kirchlein schwebte, erlebte das Kloster die ersten Schrecken des unheilvollen Krieges. Von der Oder her schwärmten die Soldaten des „Brandenburgers“, nachdem sie im Neiße Lande dem Bischof und seinen Leuten arg zugesetzt hatten mit Erpressungen und Plünderungen aller Art, in unsere stillen, friedlichen Wälder und standen nicht lange darauf vor den Pforten unseres Klosters. Ein Hauptmann und fünfzig Mann zu Pferde verlangten Quartier und Verpflegung. Das Kloster, dem es damals noch an nichts gebrach, gab ihnen reichlich, was sie begehrten. Als aber nach mehreren Wochen des Wohllebens der Brantwein ihre Sinne erhitzte, erwachte in ihnen die Gier nach rotem Gold und schweren Silbertalern. Der Abt Laurentius ließ ihnen geben in der Hoffnung, ihre Freundschaft zu erhalten und ihren Abzug zu beschleunigen. Es zeigte sich jedoch, daß die wüsten Gesellen unersättlich waren. Nachdem die Klosterkasse nichts mehr zu zahlen vermochte, weil sie leer war, begehrten sie dringend den Klosterschatz. Und weil ihnen der Abt nicht zu Willen sein konnte, da er die kostbaren Geräte rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatte, suchten sie unter greulichen Verwünschungen und Drohungen selber. Mit Äxten erbrachen sie Truhen und Schränke; die armseligen Zellen der Brüder durchstöberten sie. Sogar die Dielen rissen sie auf und stürzten die Öfen um. Vom Boden bis zum Keller trugen sie Verwüstung und Zerstörung, blind vor Wut über den Mißerfolg ihrer Bemühungen.

Was an Leinwand und Klostertuch in ihre Hände fiel, schleppten sie zusammen und teilten die Beute. Dazu packten sie alles Zinn- und Kupfergerät, das sie vorher verbogen und zerschlugen, in ihre Schnappsäcke. Und weil der Hauptmann drohte, das Kloster anzuzünden, beschwichtigte ihn der Abt mit einer hohen Summe blanker Taler, die ihm ein edler Nachbar geliehen hatte.

Erst jetzt zog die Horde ab, auf Rybniß zu. Damit aber waren für den Abt Laurentius die sorgenreichen Tage keineswegs zu Ende. Neuer Kummer und Ärger erstanden ihm durch seine eigenen Untertanen. Sie verweigerten dem Stift den Zins und andere Abgaben, weil ihnen die „Brandenburger“ gesagt hatten, niemand mehr brauche dem Kloster zu zinsen und zu roboten. Die Milde des Abtes wäre für den Anfang auch mit wenigem oder mit dem guten Willen zufrieden gewesen. Die Bauern jedoch verweigerten hartnäckig jede Abgabe und trieben die Klosterboten mit Schimpf und Schande von ihren Höfen.

Niedergedrückt von so viel Kriegsplage und Undank, ging der Abt am 2. Dezember des Jahres 1623 in ein besseres Land hinüber.

Das Jahr des Herrn 1627 begann mit neuen Ängsten und Sorgen. Weil die Zeiten unsicher waren und allerlei Kriegsnachrichten in unser stilles Kloster drangen, hielt es Abt Blasius für seine Pflicht, die Klosterrechnung in Ordnung zu bringen. Einige Bauern im Stiftsdorf Zernitz, solche auch in Richtersdorf und Tryneß vor Gleiwitz schuldeten dem Kloster ihnen geborgte Gelder. Der Abt wollte versuchen, die Schulden einzuziehen, ehe es im Lande schlimmer wurde. Deshalb schickte er einen unserer Brüder dorthin. Es war ein undankbares, schwieriges Geschäft, der Erfolg für die Klosterkasse gering. Aber gar schlimme Nachrichten brachte er heim, die uns neue Greuel erwarten ließen. Mit eigenen Augen hatte er gesehen, wie unsere Nachbarin, die Stadt Gleiwitz, die mit starken Mauern und Türmen wohl bewehrt war und in ihren Rüstkammern allerlei Waffen liegen hatte, von den Dänen berannt wurde, wie die Bürger über den wassergefüllten Wallgraben Hellebarden und Musketen zu gebrauchen wußten, um den Ansturm der Belagerer abzuwehren. Wer die Kriegswaffe nicht zu führen verstand, der half mit der Heugabel, schleuderte Steine und Balken auf die Feinde, die auf Leitern die Mauern zu ersteigen trachteten.

Die Belagerer versuchten alles, um in die Stadt zu gelangen. Aus schweren Stücken schossen sie dicke Kugeln in die Gassen. Feuerbrände steckten sie an die Tore, und die Pikeniere warteten auf die erste Bresche. Oft sah es aus, als wenn das Kriegsglück den Belagerern hold sein sollte. Aber Gleiwitz hielt sich. Weil nun die Stadt nicht einzunehmen war, rächten sich die Feinde an den wehrlosen Vorstädten,

plünderten die Bewohner aus und steckten ihre Besitzungen in Brand. Dann wälzte sich die Kriegsschar mit dem Troß von Weibern und Roßbuben auf Rauden zu.

Wie soll ich die Not beschreiben, die nun über unser Kloster hereinbrach! Unsere Vorräte an Nahrungsmitteln, Vieh und Getreide fanden bald den Weg ins feindliche Lager. Leer wurden unsere Kleiderkammern, wüßt unsere Böden und Keller. Wie lebendige Teufel hausten die Plünderer. „Geld müssen wir haben! Beute müssen wir machen!“ schrien sie. Unser Heiligtum, die Klosterkirche, durchsuchten sie nach verborgenen Schätzen. Das Messgerät stahlen sie, und sogar vor den stillen Gräften unserer im Herrn ruhenden Brüder zeigten sie keine Ehrfurcht.

Es waren schreckliche Tage, die wir durchlebten. Gottes Güte hatte nun ein Einsehen mit uns und ließ uns hoffen, von weiteren Heimsuchungen verschont zu bleiben. 15 Jahre tobte der Krieg fern dem oberschlesischen Lande. Abt Blasius benutzte die Zeit, um die Schäden an Gebäuden zu beheben, der Wirtschaft in den Ställen, auf den Äckern und im Forst aufzuhelfen, Vorräte an Hab und Gut für die kommenden Jahre anzusammeln. Recht langsam nur heilten die Wunden; aber wir hofften auf bessere Zeiten.

Jäh aber wurden unsere Hoffnungen zuschanden gemacht, als die Jahre 1642 und 1643 mit furchtbaren Drangsalen über uns kamen. Mir zittert die Hand, und der Gänsekiel will mir nicht gehorchen, wenn ich mich anschide, das Unheil jener Tage diesen Blättern anzuvertrauen. Unter den Brüdern keine Zucht; die Seuche des Ungehorsams und der Unordnung hatte sich ihrer bemächtigt. Der Abt war machtlos. Mit einem kleinen Häuflein treugebliebener Brüder sollte er den Heimsuchungen standhalten. Zuerst holten die schwedischen Reiter, vom wilden Kriegsleben entmenschte Knechte, was wir in Jahren harter Arbeit zusammengetragen hatten. Eine Horde folgte der andern; jede bedrohte uns in arger Weise mit Pistolen und Spießen. Kein heiliges Gefäß blieb in der Kirche zurück. Der schönen Klosterorgel brachen sie die Zinnpfeifen aus dem Gehäuse, um aus ihnen Mordfugeln zu gießen.

Schließlich blieb uns nur das nackte Leben und das, womit wir unseres Leibes Blöße bedecken konnten. Was den räuberischen Händen unserer Feinde entgangen war, fiel unsern Freunden, den „Kaiserlichen“,

zum Opfer. Und weil das Kloster, weil unsere Meiler und Eisenhütten vollständig ausgeplündert waren, weil nichts mehr da war, was einigen Wert besaß, mußte Geld aufgetrieben werden, viel Geld von Wucherern zu hohem Zins, um die unersättlichen Kassen der Regimenter eines Görlichowskfi, Frankenberg und Leshzinski zu füllen.

Als verarmte Bettler, klein an Zahl und zermürbt von den grausigen Erlebnissen, sitzen wir fünf Brüder mit unserm Abt Blasius auf der wüsten Stätte, die sich einst stolz das glückliche Kloster an der Ruda nannte. Gott helfe dem Stift aus der Not zu neuem Aufstieg und sende ihm starke Männer, die das durch den Krieg verwüstete Werk wieder aufbauen!

So geschrieben von Pater Robert und beendet am Festtag unserer Schutzpatronin, dem 15. August 1647.

Eine Tagesfahrt im Klosterforst.

Pater Wendelin, der Forstmeister der Abtei, war endlich so weit, daß ihn sein verstauchter Fuß nicht mehr schmerzte. Den hatte der weise, heilkundige Schäfer aus Zwonowitz gut besorgt; und nun durfte der Pater wieder in seinen geliebten Forst, dort nach dem Rechten zu sehen. Als echter Försterssohn, der im Walde aufgewachsen war und in jungen Jahren das Weidwerk gelernt hatte, steckte in ihm eine leidenschaftliche Liebe zum grünen Revier und zu allem, was darin lebte und webte. Und der Abt hatte wohl daran getan, als er dem Pater Wendelin die Aufsicht über die ausgedehnten Stiftswaldungen — 90 Stallungen, entlang des Rudaflusses und fast bis zur Oder reichend — anvertraute. Zwar die Schmelzmeister in den Eisenhütten und die Glasmacherleute und die Pechsieder und Teerbrenner sahen den Pater nicht gern, weil er ihnen immer auf die Finger sah, wenn ihre Öfen zuviel des Holzes fraßen. Er wußte meist sehr genau, wieviel Klaftern wieder einmal unnötig verbraucht wurden; und die Teerbrenner waren ihm besonders gram, weil er ihnen das Anrißen frischer, noch im Saft stehender Bäume verboten hatte. Sie meinten, das trocken gewordene und umgestürzte Holz gebe nichts aus. Und wie genau nahm es der Pater mit dem Bau- und Brennholz! Damit kannte er sich im ganzen weiten Forst aus, und

kein Waldbereiter oder Heger hätte es gewagt, ihm da etwas vorzumachen.

Nun, jetzt war ja die Zeit des Stubenhockens vorbei, und die Waldbwelt stand ihrem fürsorglichen Vater wieder offen. Der Pater schürzte rasch seine Kutte, daß die langen Stiefel fast bis zum Schaft zu sehen waren, stieg in den leichten Jagdwagen und kutschierte zum Klosterhof hinaus. Karl, der jüngste Waldbereiter, ritt als Begleiter neben dem Wagen, um den Pater Forstmeister auf seiner Rundfahrt zu unterstützen.

Ein stiller, sonniger Septembermorgen gab den beiden das Geleite. Des Paters scharfes Auge sah nach rechts und sah nach links, auf die Waldblößen, die bereits mit jungen Kiefernpflanzen besetzt waren, auf die breiten Heuwiesen, von kräftigem Baumwuchs eingeschlossen, und auf die mächtigen Stapel geschlagenen Holzes am Wege.

„Alles Ofenfutter!“ sagte er unwirsch.

„Und doch beklagen sich die Hammermeister, daß sie mit Holz zu knapp gehalten werden“, bemerkte der Waldbereiter.

„Zu knapp?“ lachte grimmig der Pater. „Für ihre Eisenpuddelei noch zuviel. Immer nur Eisen und Eisen und Glas und Glas, und dabei geht der Wald zugrunde.“

Im Hochwald, der sich zu beiden Seiten des Weges ausbreitete, trieb sich allerlei kleines und großes Volk umher. Pilz- und Beeren-sammler streiften zwischen den Stämmen, und die Kinder der Robottbauern sangen ihre Hirtenlieder beim Viehhüten. Der Pater nickte allen freundlich zu. Die armen Leute hatte er gern, und er gönnte ihnen die Gaben des Waldes. Ein kleiner Glaskopf, nur mit Hemd und dünnem Leinenhöslein bekleidet, piffte wie ein Pirol. Der Pater horchte auf.

„Das ist Walefs Junge“, bemerkte vielsagend der Waldbereiter.

„Aha, von dem Wilddieb!“ entgegnete Pater Wendelin. „Na, Wild gibt's genug, und der Walef ist ein armer Kerl. . . . Aber er soll sich nur nicht erwischen lassen, der Schlaufkopf, denn dann hört der Spaß auf.“

Von rechts her, wo der Rudafluß sein Wasser rauschend über das Wehr ergoß, hörte man die Eisenhämmer von Brantolka durch den Wald dröhnen. Der Forstmeister machte ein finsternes Gesicht und lenkte sein

Gefährt der breiten Landstraße zu, die mitten durch den Wald lief. Eine Menge leerer Wagen begegnete ihnen. Es waren die Gespanne der Bauern aus Schönwald und Deutsch-Zernitz, die das Eisenerz aus Stanitz und noch viel weiter, von Naklo und Pieskar, in tagelangen Fahrten heranholten. Dazwischen sah man die schmutzigen Wägelchen der Teerbrenner und Pechsieder, mit kleinen, schmalen Säbchen aus Birkenholz beladen.

Da dachte der Pater bei sich: Wie viele Menschen verdienen doch durch die Unternehmungen des Klosters ihr Brot und bringen manchen Groschen ins Haus! Und dazu ist doch schließlich die Gottesgabe da.

Und solche Gedanken ließen seinen Groll gegen die holzfressenden Öfen und Pechhütten verrauhen; in bester Stimmung langte er beim Waldbereiter in Klein-Rauden an, um dort Mittagrast zu halten. Bei dem alten, treuen Forstmann kehrte er immer gern ein. Mit ihm hatte er auch allerlei zu besprechen, was den Wald betraf. Er besichtigte dann noch den Arbeitsplatz der neben der Försterei schnitzelnden Schindelmacher, zählte die Stöße fertiger Schindeln, die man zum Ausbessern der Dächer an den Klostergebäuden und Stiftskirchen nötig brauchte, ordnete auch an, daß dem im Dienste des Klosters verunglückten Kloster-schläger Timothy Hutung, Gras, Streu und Holzdeputat verdoppelt werden sollten, und nahm dann Abschied.

Seine Weiterfahrt galt den vielen Köhlerorten, die im Walde zerstreut lagen. Die nächste Rast wollte er bei seinem Jugendfreunde, dem schwarzen Benedikt, machen. Die Nachmittagssonne hatte sich bereits hinter den Wald verkrochen, als Pater Wendelin vor der einfachen Köhlerhütte ankam. Sein ruhiger Freund hatte zunächst noch eine wichtige Arbeit vor. Eben war der Köhlerbursche mit dem Einschieben des Holzes zum neuen Meiler fertig geworden, und sein Meister kletterte an der Leiter empor, um den schmalen Luftschaft zu prüfen. Durch diesen sollte am nächsten Tage, nachdem der riesige Holzstoß noch mit Moos eingedeckt und mit Erde beworfen sein würde, das Flammenzünglein in den Leib des Meilers geschickt werden. Dann mußte noch nach dem andern Meiler, der bereits im Brande stand, gesehen werden. Wenn der Köhler hier etwas verpaßte und die lodernde Glut nicht

dämmte, dann gab's wohl Asche, aber keine Holzfohlen und keinen Verdienst.

Aber endlich war der schwarze Mann fertig und setzte sich zu seinem Gaste auf das Bänkehen vor der Hütte. Die Jugendfreunde hatten sich immer etwas zu erzählen. Als dann allmählich der Abend hereinbrach und der Forst zu dunkeln begann, saßen die beiden Männer sinnend im Abendfrieden und dachten vergangener Zeiten, an die schöne Jugendzeit, an das Heimatdörflein und das Elternhaus. Irgendwo klang ein Waldhornton durch die Stille des Abends. In des Paters Seele stiegen liebe, traute Bilder auf von einst... von einst...

Nur einige Minuten gab er sich dem Zauber der Vergangenheit hin. Dann schüttelte er die Erinnerungen von sich, stand hastig auf und bestieg das Jagdwägelchen. Seine Heimat, sein Arbeitsfeld war jetzt das Kloster, dem er sich in feierlichem Gelübde ergeben hatte.

Schweigsam ritt der junge Waldbereiter neben dem Gefährten, das aus der Waldeinsamkeit dem Klosterfrieden zustrebte.

Bei Feuerschein und Hammerschlag.

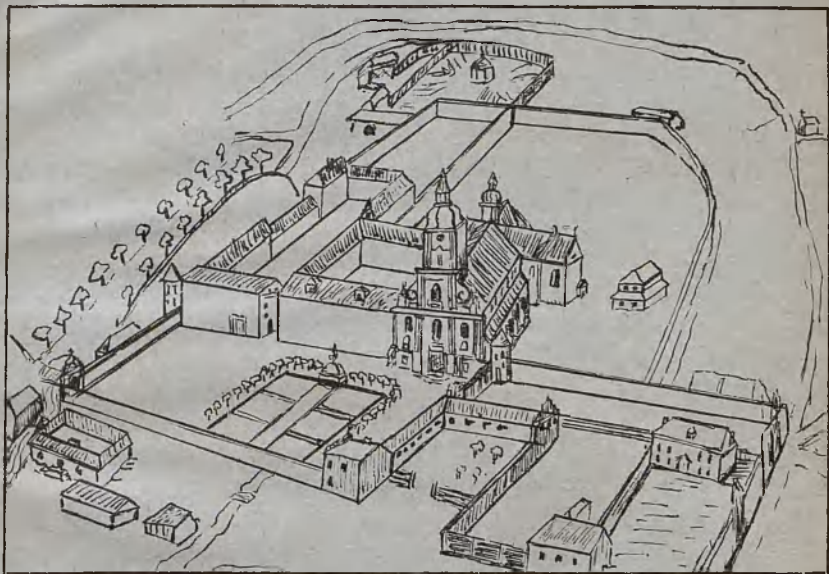
1.

Eines Tages im März des Jahres 1712 steckten die „Schmölzer“ und Hammermeister in Stodol und Brantolka die Köpfe zusammen; denn vom Kloster war der Befehl eingelaufen, recht schnell das beste Eisen, das sogenannte Prälateneisen, zu liefern, weil eine große Bestellung bereits Ende Juni nach Breslau gehen müsse. Unverzüglich machte man sich an die Arbeit. Da glühten die Cuppenfeuer und schmelzten das Erz. Alle 6 Stunden war eine Cuppe von $1\frac{1}{2}$ Zentner fertig. Tag und Nacht standen die Schmelzer an den Öfen, und ihre Meister konnten sie nicht genug treiben; denn alleweile kam der Bruder Thaddäus von Rauden her geritten und fragte, wie weit man sei.

Und der Hüttenmeister im Hammerwerk wartete bereits auf die Eisenklumpen, die er zu schmiedbarem Eisen formte. Er kürzte den Gesellen die Mittagszeit, in der sie sonst am lenzgrünen Ufer des Rudasflusses auf dem Rücken lagen und sich sonnten. Da sprangen sie auf

und verschwanden im verrückten Raum der Hammerhütte. Auf dem breiten Eisenfloß schief der mächtige Hammer.

„Sollen wir keine Mittagspause haben, so brauchst du erst recht keine“, brummte gemütlich der Obergeselle, drückte auf den Hebel, und schon setzte das draußen aufgestaute Wasser des Rudaslusses Rad und Blasebalg in Bewegung. Bald erhielt auch der Hammer seine



Kloster Rauden im 18. Jahrhundert.

Arbeit an dem glühenden Eisenblock. Wuchtig sauste er auf den Amboss, daß der Funkenregen sprühend in der halbdunklen Halle umherfuhr.

Die kleinen und großen Hämmer waren für verschiedene Arten von Eisen eingerichtet; einmal schmiedeten sie Stangen für Radnägel und Pflugbleche, ein andermal Brückenschienen und Rahmenstücke. Heute aber galt es dem Ankereisen, das von dem Kloster der Augustiner „Zur Lieben Frau auf dem Sande“ in Breslau für einen Neubau bestellt worden war.

Auch hier steckte sich Bruder Thaddäus dahinter und trieb zur Eile. Und er stellte seine Besuche erst ein, als die klotzigen Wagen knarrend die schwere Last fortschleppten nach Thurze an die Oder, wo ein großer Kahn für die Eisenfracht bereitgestellt war. Viele Tage hatte dort der Lademeister mit seinen Arbeitern zu tun, bis die 113 Zentner Anforeisen verladen waren.

Am 7. Juli bereits langten die Frachtfähne auf dem Sande zu Breslau an, und die Klosterkasse erhielt nicht lange darauf den vereinbarten Betrag von 1027 Gulden ausgezahlt. Nachdem alle Unkosten bezahlt waren, blieb dem Stift immer noch ein ansehnlicher Gewinn übrig.

Hatte Bruder Thaddäus in den Werkhämmern und Schmelzhütten nicht viel zu tun, dann sah er auch einmal in die Saktorei. Dort lag das Eisenkleinzeug aufgestapelt und harrete der Abnehmer. Da sah man Wagentritte und Tiegel, Feuerhäfen und Brettsägen, Schaufeln und Mühlhauben, Bohrer, Gitter und Pflugshare, alles nach Sorten geordnet und überzählt. Der Saktoreiverwalter besaß ein Verzeichnis und verkaufte die „Manufakturen“ im Auftrage des Klosters.

2.

Die Zeit nach der Haferernte benutzten die Schönwälder Bauern, um ihrem Fuhrgewerbe, das auch ihre Vorfahren schon immer betrieben hatten, nachzugehen. Gegen Mitternacht wurde es auf den Höfen lebendig. Vor mächtige Planenwagen schirrte man die Pferde. In der Kiste unter dem Kutscherstuhl verstaute die Bauernfrau Brot und Speck für den Mann, der nun für viele Tage, oft für Wochen dem Hause fernblieb. Gegen die Nachtkühle, gegen Wind und Wetter schützte den Fuhrmann der dicke Radmantel aus blauem Tuch. Im breiten Leder-gurt steckte neben dem Beutel mit den wenigen Groschen Zehrgeld und Zollmünze das scharfe Messer. Den Schönwälder Frachter erkannte man auch in fremden Gegenden an seinem hohen, steifen Hut und der langen, unten aufgefrempelten Hose.

Nun fuhrten die Wagen, oft 50 bis 60 an der Zahl, gegen Rauden, wo sie sich in aller Frühe einstellten, um ihre Aufträge entgegenzunehmen.

Die Fahrt ging durch schlafende Dörfer und durch den dunklen, schweigenden Wald. Da machte wohl manch ein Fuhrmann den neben ihm hochenden Sohn auf die vielen Lichtpünktlein aufmerksam, die hier und dort zwischen den Bäumen in die Nacht hineingeisterten. Er erzählte ihm von den schwarzen Köhlern, die auch des Nachts an ihren rauchenden Meilern wachten, deren Zahl über 100 sein sollte. Sie brannten für das Kloster die in den Hüttenwerken benötigten Holzkohlen.

In Rauden angekommen, theilte sich der Wagenzug. Die Erzfuhrlaute holten sich die Bestellzettel für je 3 Kübel Eisenerz, das sie aus den Tarnowitzer Bergen heranschafften. Andere hielten vor dem Magazinhaus, aus dem sie Ballen von Schafwolle in Empfang nahmen, um damit zu den Tuchwebern nach Hultschin und Sohrau zu fahren. Die Mehrzahl der Wagen nahm ihren Weg nach der Glashütte. Hier erhielt jeder seine besondere Fracht, die nur vorsichtigen Leuten anvertraut wurde. Einige luden Fensterglas und Spiegelscheiben, andere Krüge, Karaffen und Weingläser und wieder andere Flaschen, Tabakbüchsen, Dosen und Tintenfass. In der Saktorei neben der Glashütte gab es ein stundenlanges Hin und Her beim Verladen der Glaswaren. Es wurde gezählt, verpackt und geschrieben. Und dann setzte sich der Wagenzug in Bewegung nach Troppau ins Österreichische und darüber hinaus oder nach Breslau.

Den weitesten Weg hatten die Fuhrleute, die den Handelswein für das Kloster aus dem fernen Süden heranzuholten. Sie waren zuverlässige, unerschrockene Männer; denn mancherlei Hindernisse und Plagen hatten sie auf ihrer Fahrt, die oft zwei bis drei Wochen dauerte, zu überwinden. Über Ratibor, Olmütz, Brünn, bis nach Nikolsburg an der niederösterreichischen Grenze ging ihre Fahrt. Auf dem Rückwege brachten die Leerfuhrn allerlei Waren, die man im Klosterhaushalt und in den Städten benötigte, und die man den Frachtern gern abkaufte. Auf diese Weise kamen Zitronen, Apfelsinen, Rosinen, Mandeln, Kaffee, Tee und Steinzucker in die Vorratskammern und Kaufläden.

Mehrmals im Jahre machten die Schönwälder ihre Fahrten; manche gewöhnten sich derart an das Leben auf der Landstraße, daß sie dabei ihren Acker vernachlässigten.

Einmal im Jahre sah die Klosterkirche zu Rauden viel Volk in ihren Mauern. Das war am Barbaratag. Da ruhte die Arbeit in den Schmelzhütten und Hammerwerken, in den Glashütten und Staniger Erzgruben. Alle Meister, Gesellen und Arbeiter, sogar die ansehnliche Schar der schwarzen Köhler fanden sich ein, um an dem feierlichen Gottesdienste der Barbarabruderschaft, der sie alle angehörten, teilzunehmen.

Der Abt selber hielt das Amt am lichterstrahlenden Altar, umgeben vom ganzen Konvent. Brausender Orgelton wetteiferte mit dem Bläserchor in der Verschönerung des kirchlichen Festes. Wenn dann der Abt von der Kanzel herab die Festpredigt hielt, ruhte sein Auge mit Genugthuung auf den vielen Männern, denen das Stift durch seine verschiedenen Unternehmungen lohnende Arbeit geben konnte, Brot, Kleidung und Wohnung für Weib und Kind. Auf den Weihrauchwölklein stieg heißer Dank zu Gott empor und die innige Bitte, seinen Segen weiterhin zu spenden zum irdischen Glück der Beter, die in der Stiftskirche zu Rauden versammelt waren.

Zum Wohle der Jugend.

1.

Am 6. Februar 1689, dem 10. Todestage des großen Abtes Andreas Emanuel, hielt sein Nachfolger Joseph I. ein feierliches Totenamt. Der gesamte Konvent nahm in ernstem Gedenken an der Andacht teil. Lange noch nach dem Trauergottesdienst kniete der Abt an den Stufen des Altars in der Kreuzkapelle und gedachte in einem besonderen Gebet seines berühmten Vorgängers, des unvergeßlichen Wohltäters des Stifts, dessen Leib in der Gruft vor dem Kreuzaltar eine bevorzugte Ruhestätte gefunden hatte.

Die Gedanken an den verdienstreichen Mann begleiteten den Abt auch noch bis in seine Wohnung. In ernster Beschaulichkeit überdachte er seine eigene Tätigkeit als nunmehriger Vater der Klostergemeinde und Verwalter des Klostergrundes und gab sich Rechenschaft,

ob er sich bis jetzt seines Vorgängers auch würdig gezeigt habe. Mit gutem Gewissen konnte er sagen, daß er alles getan hatte, was in seinen Kräften stand. Was der große Abt noch unvollendet lassen mußte, hatte er zu Ende geführt. Die Klostergebäude und die hohe Mauer ringsum zeugten davon. Darüberhinaus hatte er für die Stiftskirche in hohem Maße gesorgt. Ein neuer Glockenturm stand vor dem Gotteshaus. Bilder des heiligen Benedikt und des heiligen Bernhard schmückten die Wände des Brüderchors. Ein kunstvolles Gitter aus Schmiedeeisen schloß es von der Laienkirche ab. Auch die Kapelle zu Ehren der heiligen Maria Magdalena auf dem Friedhof war sein Werk. Auf den Kloster-
gütern hatte er stets nach dem Rechten gesehen; und daß es ihm gelungen war, die langwierigen Streitigkeiten mit der Nachbarstadt Gleiwitz um verschiedene dem Kloster vorenthaltene Rechte zugunsten des Stifts zu Ende zu führen, erfüllte ihn mit besonderer Befriedigung.

Bei diesen Betrachtungen fielen ihm auch die Klagen und Wünsche seines Mitbruders, des Subpriors Bernhard Czernek, ein, die er ihm um der Schule willen schon oft vorgetragen hatte. Und der Pater hatte so unrecht nicht. Oder war das im Geiste des großen Andreas Emanuel gehandelt, wenn die Schulkinder in einem elenden, halbverfallenen Hause Unterricht empfangen, in einer dumpfen Stube ihre zarte Gesundheit schädigten? — Nein, so durfte es nicht weitergehen!

Er ließ den Pater Bernhard rufen.

„Ich habe einen Plan, lieber Freund!“ rief er ihm entgegen. „Heute, am zehnjährigen Todestage meines großen Vorgängers, wollen wir ihm nähertreten. Wir bauen ein neues hölzernes Schulhaus! Das sind wir unsern Untertanen schuldig. Dort sollen sich ihre Kinder wohl fühlen, fleißig in der Gotteslehre unterrichtet werden, schreiben, lesen und rechnen lernen und ihre jugendlichen Stimmen im Gesange üben.“

Pater Bernhards Gesicht strahlte in freudiger Überraschung. Das wäre ein gottgefälliges Werk, meinte er. Und zögernd setzte er hinzu: „Ehrwürdiger Vater! Da wir nun bei der Schule sind, möchte ich mir noch andere Sorgen von der Seele reden. Unsere Schulkinder sind arm. Viele von ihnen kommen mit leerem Magen in die Schule, und an Bekleidung, besonders in der kalten Jahreszeit, fehlt es auch. Bei solcher Dürftigkeit ist das neue Schulhaus nur eine halbe Tat.“

„Wir wollen sie ganz vollführen, Bruder Bernhard“, entgegnete liebevoll der Abt. „Die Hungrigen speisen und die Nackten bekleiden, das gehört ja zu unsern Ordensgeboten, und die wurden im Stift zu Rauden immer beachtet.“

Damit schloß die Unterredung der beiden.

2.

Im nächsten Jahre, am Gregoriustag, dem 12. März, rief feierliches Glockengeläut die Schulkinder und deren Eltern zur Kirche, denn mit einem Hochamt wurde das neue Schuljahr begonnen. Während der Gottesdienst in der Kirche vor sich ging, benahm sich der kleine Peter Nolda daheim recht unruhig. Schon einige Male war er vor die Haustür geeilt, kam wieder in die Stube gesprungen und fragte seine Mutter immerzu, ob sie denn nicht bald kämen, die großen Jungen, um ihn, den kleinen Schulanfänger, abzuholen. Endlich, nach beendetem Gottesdienste, nahte der feierliche Zug. An der Spitze schritt Bruder Kaspar, der Schulhalter; ihm folgten die Knaben und Mädchen. Vor jedem Hause, in dem ein Schulanfänger wohnte, hielten sie und nahmen den jüngsten Genossen in ihre Mitte. Auch Peter Nolda kam an die Reihe. Bruder Kaspar nahm ihn freundlich an der Hand und übergab ihn den größeren Schülern. Peters Mutter brachte eine Mandel Eier heraus und legte sie in den Korb, den zwei Knaben trugen.

So bewegte sich der Zug weiter, bis alle kleinen Abcleute beisammen waren. Dann ging's zum neuen Schulhause, wo sie in der großen, freundlichen Schulstube Platz nahmen. Doch heute war noch kein Unterricht, sondern ein Feiertag. Nach kurzer Zeit schon stand die ganze Schulklasse vor der Klosterküche. Dort bereitete ihnen der Bruder Küchenmeister aus den mitgebrachten Eiern einen Festschmaus, damit alle den ersten Schultag in freundlicher Erinnerung behielten.

Am nächsten Tage begann der Unterricht bei dem stets freundlichen und geduldigen Schulhalter. Die jüngeren Kinder lernten die Buchstaben aus dem Abcbüchlein; die größeren lasen aus dem Katechismus und im Gesangbuch. Indem sie die Buchstaben nachmalten, die ihnen Bruder Kaspar auf der schwarzen Tafel vorgeschrieben hatte, lernten sie das

Schreiben. Das kleine Peterlein mühte sich redlich ab. Aber es schien ihm doch zu schwer. Und oft sehnte er sich nach Hause zur Mutter, wo es doch viel schöner war als in der Schulbank. Nur wenn sie alle ein lustiges Lied sangen oder Bruder Kaspar ihnen vom Maifest erzählte, da vergaß Peter alle Sorgen und Mühen und wurde wieder froh.

Ja, das Maifest! An diesem Tage marschierte die ganze Schule in den grünen Klosterwald, hinein in den Frühlingsduft und den Vogelsang. Und der Klostermusik, der früher einmal Stadtpfeifer war, schmetterte mit seinen Burschen ein lustiges Stück nach dem andern. Bei Spiel und Reigentanz jubelten die Kinder auf der großen Waldwiese. Die großen Knaben versäumten auch nicht, wie es Sitte war, viele Bündel Weidenruten zu schneiden, die sie am Schluß des Maifestes unter lustigem Liederklang heimtrugen. Mancher kleine Saulpelz und Tunichtgut bekam wohl im Laufe des Jahres die Rute zu kosten. Aber am schönen Maifest dachte keiner daran.

Und noch ein Fest erwartete die Schulkinder. Das war der Andreas-tag. Da erschien der Herr Abt selber in der Schule, prüfte die Kinder, lobte und tadelte, wie es eben nötig war. Zum Schluß erzählte er ihnen vom heiligen Bernhard, dessen Lebensgeschichte man in bunten Bildern an beiden Kirchenwänden betrachten konnte. Auch seines großen Vorgängers, des Abtes Andreas Emanuel, gedachte er. Und die Kinder staunten, als sie hörten, daß der berühmte Mann das Kloster zu Rauden nach den Leiden des Dreißigjährigen Krieges durch Umsicht und Tatkraft vor dem Untergange bewahrt hatte, daß er in Fürstenhäusern verkehrte, und war doch eines Bauern Sohn aus dem benachbarten Dorfe Schönwald. Wie er, der einfache Mönch, durch Frömmigkeit, Fleiß und vorbildlichen Lebenswandel zur Abtswürde emporstieg und im ganzen Lande in höchsten Ehren stand.

Nach dieser feierlichen Stunde gab es dann noch eine besondere Überraschung. Die Armen unter den Schülern erhielten Stiefel, Schuhe und Kleider. Und wer nichts nötig hatte, wurde mit einem Bildchen beschenkt.

Die Lehrmeister der Bauern.

1.

Das Jahr 1722 brachte dem oberschlesischen Landwirt reichen Segen für seine Mühen, die er auf Wiesen und Felder verwendet hatte. Besonders die Getreideernte ließ nichts zu wünschen übrig. Mit beständig trockenem Wetter zog der Juli ins Land und lockte zum baldigen Schnitt des Getreides.

Ringsum auf den musterhaft bewirtschafteten Feldern der Kloster-güter des Stiftes Rauden stand das Getreide Halm an Halm wie eine dichte Mauer. Es roch nach Brot bis über den Planenzaun des Vorwerks Weißhof, das zwischen dem Stiftsdorf Stanitz und Rauden lag. Mit leisem Wehen drang der Duft des reifen Getreides sogar durch das geöffnete Fenster des Verwalterhauses. Dort saß Bruder Emanuel und rechnete und überlegte, denn morgen wollte er mit dem Schnitt beginnen lassen. Zur Arbeit sollten erscheinen drei Freibauern, zwei Freigärtner, 20 Robotbauern und 20 Robotgärtner. Das waren 45 Mannsleute. In fünf Tagen könnten die fertig werden. Alle mußten auf dem Vorwerk auch ihre Tageskost erhalten, jeder vier Zeilen Schwarzbrot, zu Mittag Hirse mit Schmalz und am Abend eine Suppe, zwischendurch jeder einen Handkäse. Und das so sehr begehrte Salz nicht zu vergessen, sonst gab es unzufriedene Gesichter und träge Arme.

Da muß der Bruder Emanuel doch schnell in die Vorratskammer hinüberspringen und mit dem Schaffer nachsehen, ob alles da sei, was zur Verpflegung der Robotleute nötig ist. Leicht könnte etwas fehlen und zu Klagen Anlaß geben. In Rauden ist man hellhörig, und dort kann man auch grob werden, wenn nicht alles klappt. Darum lieber vorgehen!

Wie nun der Bruder über den Hof schreitet, trifft er Kuba, den hinkenden Kuhhirten. Der hat heute andern Dienst, als hinter Kühen und Ochsen zu gehen. Reisefertig ist er. Stiefel braucht er nicht; die zieht er nur im Winter an. Aber sein Kuhhorn und seinen Hirtenstab nimmt er mit und alle seine Gläusen, von denen sein Kopf voll ist. Man kennt den lustigen Spaßmacher in der ganzen Umgegend. Bruder Emanuel bleibt stehen und sagt zu Kuba: „Also weißt du Bescheid!

Hast du dir auch alles gemerkt, was in den Dörfern auszurichten ist? Um fünf Uhr früh sind alle da; und die Gärtner sollen die Garbenseile nicht vergessen!"

Kuba lächelt. Er soll nicht Bescheid wissen mit dem Aufruf der Robotleute? Und macht das doch schon so viele Jahre! Überflüssiges Gerede von dem Bruder Emanuel... Aber da kommt er eben noch einmal zurück und ruft: „Wenn du am Kloster vorbeikommt, so bestelle beim Bruder Anselmus eine Tonne Leichtbier. Morgen gibt's einen heißen Tag, da bekommen die Leute trockene Kehlen. Und in aller Frühe soll das Bier hier sein! Eine Tonne also..."

Kuba schmunzelt. Den Auftrag wird er bestimmt zuerst erledigen. Anselmus, der Kellermeister, ist eine lustige Haut, ganz wie Kuba, und hört gern einen Scherz und lacht dann, daß die dicken Bierfässer freudig mitbrummen. Er weiß auch schon, was er ihm erzählen wird. Haha! Zunächst die Geschichte vom Stellmacher, der durch das morsche Brett in die Jauchegrube gefallen ist und dessen Kleider noch heute „duften“. War aber selbst schuld daran. Oft genug hat ihn der Schaffer an die Instandsetzung erinnert. Und dann, wie er, Kuba, den runden, faulen Pferdeknecht um Mitternacht durch sein „Kiferiki!“ aus den Siedern geholt hat, daß er glaubte, es sei schon heller Morgen. Ja, Kuba konnte frähen wie ein richtiger, ausgewachsener Hahn. Na, und der Knecht wollte sich natürlich rächen und ging ihn hinter der Scheune an; aber sein treuer Hund „Saxgo“ hat's nicht gelitten, sondern dem Knecht die Hose zerrissen. Haha! Da wird der Bruder Anselmus wieder etwas zu erzählen haben den Gästen, die auf dem Klosterplatz unter den schattigen Linden sitzen und sich das Klostergebräu gut schmecken lassen. Hm... und für ihn, den lustigen Kuba, wird heute gewiß auch etwas heraushängen, so ein paar Schöpplein von dem dicken, schwarzen Bier, das nur die Herrschaften trinken. Das tut schon der Bruder Anselmus.

Und ein fröhliches Lied pfeifend, ist Kuba zum Tore hinaus und humpelt den Waldweg auf Rauden zu. Er freut sich des herrlichen Sonntags. Ihm ist zumute, als gehe er in einen Urlaub von 14 Tagen.

Warmer Hauch reisender Felder lag auch über dem Stiftdorf Klein-Rauden. Die Bauern rieben sich ihre Bartstoppeln, schnupperten in der Luft und sahen nach dem wolkenlosen Himmel. Manch einer kraute sich den Kopf und brummte: „Schönes Erntewetter! Da wird's bald Robotarbeit geben!“ Vor dem Hause des Freibauern Burek stand ein Häuflein von Leuten. Sie unterhielten sich. Es war immer das gleiche, was sie sagten, wenn es galt, die pflichtmäßigen Robotdienste zu leisten: „Nun beginnt wieder das Arbeiten für andere. Wir aber müssen mit unserer Ernte warten, bis das Kloster fertig ist. So geht das Jahr für Jahr!“

„Und wird in alle Ewigkeit so gehen!“ rief ein Mißvergnügter dazwischen.

„Nur nicht zu schwarz sehen, Nachbarn!“ beschwichtigte Burek. „Ihr habt gewiß recht. Schwer und drückend sind die Robottage. Aber sie gehen schließlich vorüber wie alles, was uns nicht gefällt. Und die Klosterherrschaft ist in ihrer Milde immer noch erträglich.“

„Stimmt! So ist's!“ bestätigte ein Einsichtiger.

Burek fuhr fort: „Empfangen wir nicht auch manches Gute und kräftige Hilfe vom Kloster? Denkt doch an die freie Hutung und die Streu im Walde und an das Freiholz! Und wer von euch hat schon einmal vergeblich gebeten, wenn er Geld zu mäßigen Zinsen brauchte?“

„Alles schön und gut, was du da sagst“, meinte der Bauer Burda. „Dich als Freibauern drücken die Lasten nicht so hart wie uns, die kleinen Robotleute. In jeder Woche sechs halbe Tage mit zwei Pferden das ganze Jahr hindurch und in der Ernte, wenn es nötig ist, 30 Tage, das ist doch zuviel verlangt.“

Burek antwortete: „Es behauptet ja kein Mensch, daß du nicht auch recht hast. Beileibe nicht! Aber du brauchst dich doch auch nicht um Haus und Hof zu kümmern. Alles, vom Hause bis zur Egge, vom Pferd bis zum Saatgetreide, gibt das Kloster. Und dann: beim Roboten lernen wir doch auch allerlei für unsere Wirtschaft. Man muß nur die Augen offen halten und zum Fragen nicht zu faul sein.“

Was da schon zu lernen wäre, meinten einige. Düngen, pflügen, säen und ernten kann doch jeder von ihnen. Die auf den Klostergütern machten es doch auch nicht anders.

„Aber wie sie das machen, darauf kommt es an! Ich habe für meinen Hof schon manches gelernt, und es hat mir Nutzen gebracht“, belehrte sie Burek.

Er hätte ihnen noch mehr gesagt, wenn nicht mitten in ihr Gespräch das Kuhhorn Kubas hineingebrüllt hätte. Mit finsternen Gesichtern horchten sie auf. Den Ton kannten sie. Inzwischen war Kuba herangehumpelt, hatte dreimal mit seinem Hirtenstabe auf die Erde gestampft und begann: „Morgen um fünf Uhr alle Robotpflichtigen auf Weißhof erscheinen! Sensen gedengelt! Rechen in Ordnung! Und die Robotgärtner mit Strohseilen! So, nun wißt ihr's!“

Und da alles schwieg, setzte er fort: „Für eure Magen wird gesorgt wie immer. Und das Bier habe ich bereits bestellt!“

„Und ist sonst noch etwas auszurichten?“ fragte Burek den spaßigen Boten.

„Ja!“ entgegnete Kuba mit pffiffigem Lächeln. „Fast hätte ich's vergessen! Ich soll euch auch etwas vortanzen, damit ihr morgen nicht wie die Sauertöpfe hinter eurer Arbeit her seid!“

Dabei hopste er und drehte sich in allerlei drolligen Verrenkungen, daß die Bauern aus vollem Halse lachen mußten. Und sie lachten noch, als Kuba bereits mit Hahnschrei und Kalbsgeblöke, das er meisterhaft nachmachen konnte, fast aus dem Dorfe hinaus war.

3.

Am Spätnachmittag unternahm der Freibauer Burek einen Gang nach seinen Feldern. Auch sein Roggen stand hoch wie eine Mauer und war schwer in den Ähren. Das kam von dem guten Saatgetreide und von der richtigen Düngung und von der breiten Pflugschar, die er sich hatte vom Klosterschmied machen lassen. Dem Bruder Emanuel und dem Bruder Inspektor in Rauden hatte er vieles abgegußt. Das Saatgetreide stammte auch vom klösterlichen Schüttboden.

Den großen Haufen Steine, die er unermüdlich im Felde gesammelt hatte, wird er im Herbst auf den Weg fahren und ihn fest machen.

Nun kam er auf die Wiese. Eine Pracht war es, wie der zweite Schnitt stand. Wenn er daran denkt, wie die Wiese früher feucht und modrig war von dem Sumpfwasser, so dankt er noch jetzt dem „Wiesendoctor“ aus dem Kloster, der ihn Gräben ziehen und die Wiese entwässern lehrte. Danach wurde es zusehends von Jahr zu Jahr besser. Die Kühe, die sein Junge eben heimtreibt, wären sonst nicht so schön gediehen.

Seinen Rückweg nahm Burek durch den Garten. Die letzten Bienen beeilten sich, mit ihrer Fracht in den Stod zu kommen. Es wird reichlich Honig geben. Und die Birnen-, Apfel- und Pflaumenbäume tragen gut. Nächstens wird er sich vom Klostergärtner wieder einige Edelreiser geben lassen, um die Wildlinge zu veredeln. Und übers Jahr muß seine Frau auch endlich mit dem Gemüsebau anfangen. Sie sträubt sich noch wie die andern Bauernfrauen. Aber er wird nicht nachgeben. Sieht er doch, wie im Vorwerksgarten zu Weißhof alles gedeiht. Das muß bei ihm auch möglich sein.

Na, in den nächsten Tagen, so zwischen der Robotarbeit hindurch, wird er den Bruder Emanuel noch nach verschiedenem fragen. Es geht ihm noch mancher Plan durch den Kopf, so die Sache mit den Beerensträuchern und einer besseren Hühnersorte. Auch das Saatgetreide für Gerste möchte er wechseln.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, betrat er seinen Hof. Von allen Seiten hörte man den hellen Schlag beim Dengeln der Sensen. Morgen ging es in die Ernte, den Segen Gottes heimzutragen als Lohn für Mühe und Arbeit.

Mühe und Erfolg.

Auf dem Höhenrücken von Zwonowiz, kaum eine Meile südlich von Rauden entfernt, hatte Abt Benedikt einen Weinberg angelegt. Er übergab ihn der Obhut des Bruders Raphael, der in der Obstbaumzucht wohl bewandert war und auch vom Weinbau etwas verstand.

Breit lag die Frühlingssonne auf der jungen Pflanzung, in der es von Arbeitern, Männern und Frauen, wimmelte. Sie lockerten unter Scherzen und Singen das Erdreich zwischen den jungen Stöcken;

einige auch standen auf die Haße gelehnt und träumten in den warmen Tag hinein. Bruder Raphael kümmerte sich nicht viel um die Leute und ihre Arbeit. Er hielt nämlich die Anlage des Weinbergs für einen Unsinn, der nur viel Geld kosten und nichts als Ärger einbringen würde. Übelgelaunt schlenderte er am Rande des Weinberges dahin und wünschte sich eine Menschenseele herbei, mit der er eine vernünftige Unterhaltung führen und seinen Ärger herunterreden könnte.

Da kam wie gerufen der alte Waldbereiter Christoph. Das war einer, vor dem man noch ein Wörtlein wagen durfte, auch wenn es über den König, den Alten Fritz, herging.

„Na, Bruder Raphael,“ lachte der Forstmann, „der Georgstag (25. April) mit seinem Nachtfrost ist glücklich vorüber! Da wird das Rebenzeug da oben gut gedeihen und im Herbst die Fässer füllen. Was?“

Der Bruder wies mit dem Krüdstoß verächtlich auf den Weinberg und sagte: „Das da soll Wein werden? Glaubt Ihr das wirklich? Ich sage Euch eins, Christoph: Und wenn der liebe Herrgott am St.-Urbans-Tage (25. Mai) Wein regnen ließe, dem Gewächs da oben bringt es keinen Segen. Eine Torheit ist die ganze Anlage. Aber der König wünscht es, und so tut es unser Herr Abt. Und die Klosterkasse wird den Schaden tragen wie auch bei den vielen andern Unternehmungen, die der König befohlen hat.“

Christoph teilte die Ansicht des Bruders nicht, sondern entgegnete: „Abwarten! Vielleicht kocht die liebe oberschlesische Sonne doch noch ein genießbares Tränklein daraus. Und mit den anderen Wünschen des Königs ist es, glaube ich, auch nicht so schlimm.“

„Nicht schlimm?“ erwiderte gereizt der Bruder. „Kennt Ihr denn den Wunschzettel, den uns die Behörde aus Breslau auf den Tisch gelegt hat? Maulbeerbäume pflanzen, Seidenraupen züchten, Tabak, das Teufelskraut, anbauen und Baumwolle dazu! Und Rübsen auf die Felder säen, damit man Öl daraus pressen kann. Haben wir nicht Talg genug und Fett und Butter?“

„Von der Landwirtschaft verstehe ich nicht viel. Ich bin zufrieden, wenn mir das Getreide und die Erbsen gedeihen“, sprach Christoph dazwischen. „Aber an die Wege Lindenbäume pflanzen, ist doch eine schöne Sache. Und die befohlenen ledernen Feuereimer

und eisernen Feuerhafen können bei den vielen Bränden, die hier vorkommen, nur von Nutzen sein. Meint Ihr nicht auch?"

"Kann sein. Möglich wär's. Ist ja vielleicht manches Gute unter den königlichen Anordnungen. Aber die fremden Leineweber und Garnbleicher sind nicht nötig. Es ist bisher auch ohne sie gegangen. Immer Neues anfangen und probieren, und dabei haben wir noch unter den Lasten des verfloßenen Krieges zu seufzen!"

"Er will halt dem Lande auf alle mögliche Weise helfen, der König. Und so dumm ist er doch wohl nicht, daß er ins Blaue hinein regiert?"

"Schon, schon!" ließ sich Bruder Raphael jetzt etwas veröhnlicher vernehmen. "Aus dem Weinberg jedoch, das ist mir ganz klar, wird nichts. Das gibt einen großen Reinfall!"

"Wir wollen's nicht hoffen!" sagte der Waldbereiter und verabschiedete sich. Bruder Raphael aber schüttelte den grauen Kopf und murmelte: "Ich werde doch noch recht behalten. . . .!"

2.

Acht Jahre später. Ein Herbsttag voll behaglicher Ruhe und milden Sonnenscheins stand am Wege und wartete. Wartete auf den bunten, lustigen Zug, der eben aus dem Klostertor hinaustrat: feste Bretterwagen, auf denen breite Bottiche und kleine Kübel standen, die Pferde mit bunten Schnüren und Bändern geschmückt; lustig knallten die Peitschen; Mädchen mit Tragkörben auf dem Rücken schritten lachend und singend neben den Wagen. Die Dorfjungen liefen mit viel Geschrei hinterher. Sie wollten doch auch dabei sein, wenn es in die Weinlese ging.

Bruder Raphael, der dem Weinbau auf den Zwonowitzer Höhen ein baldiges unrühmliches Ende vorausgesagt hatte, war inzwischen ein gebrechlicher Mann geworden. Die Hände in den Kuttenärmeln vergraben, stand er im Klosterhofe und sah dem davonziehenden Trubel nach. Am Nachmittag wollte er in der Kalesche nachkommen, um den Segen zu besehen, an den er nie geglaubt hatte. Dem Bruder Benno, der vor einigen Jahren statt seiner die Pflege des Weinberges übernommen hatte, wollte er den Gefallen schon tun. Was der nur mit

Christoph, dem Waldbereiter, so wichtig verhandelte? Den Jäger geht doch die Weinlese nichts an! Da steht gewiß etwas dahinter! Nun war Bruder Benno fertig. Wie ein alter Husar schwang er sich auf seinen Grauschimmel und ritt dem Zuge nach.

Still lag der Klosterhof in der goldenen Herbstsonne. Dafür ging es auf den Zwonowitzer Höhen um so lauter und lustiger zu. Zwischen den Weinstöcken leuchteten bunte Kopftücher. Vorsichtig schnitten die Mädchen die Trauben von den Stöcken und legten sie in Körbe oder in flache Kübel. Die Burschen trugen die Traubenlast zum Wagen. Scherzworte flogen von Mund zu Mund; fröhliche Lieder flatterten durch den freundlichen Herbsttag. Mit zufriedenem Lächeln schritt Bruder Benno die Reihen auf und ab und berechnete bereits im Geiste den Ertrag der Ernte.

Während der Mittagsrast am Rande des nahen Waldes schauten die Leute oft nach dem Wege, der von Rauden her zum Weinberg führte; denn es war ihnen gesagt worden, der Abt selber werde zur Weinlese kommen. Da gab es schon einige Überraschungen; das wußten sie. Und Bruder Benno tat so geheimnisvoll. Auch Josepha, die jüngste Klostermagd, schien etwas zu wissen. Auch der Forstbereiter Christoph sowie Stanik, der Schmied, machten so verschmißte Gesichter.

Endlich hieß es: „Der Wagen des Prälaten! Der Herr Abt kommt!“

Die fleißigen Hände hielten in der Arbeit ein. Hälse reckten sich. Fragen schwirrten hin und her. Da rollte es vom Walde her mitten drein wie ein Donnerschlag durch den stillen Herbsttag. Ein Böller folgte dem andern. Blitz und Knall zerrissen die Luft dem Abt zum Gruße. Das hatte der Schmied wirklich gut gemacht.

Und kaum hatte der Abt den Fuß aus dem Wagen gesetzt, so schmetterten die Waldhörner der Jägerburschen unter Anführung des alten Christoph ihm einen Willkommen entgegen. Freudig überrascht nickte der hohe Herr den Grünen einen Dank hinüber. Dann schritt er, von Bruder Benno geleitet, die Stufen zum Weinberg hinan. Auf dem ersten Absatz trat ihm Josepha entgegen und bot ihm auf einer mit Weinlaub umwundenen Silberplatte die schönste Traube dar. Der Abt dankte gerührt und ließ sich dann in einer Laube nieder, die auf der höchsten Stelle des Weinberges errichtet worden war. Von hier

aus betrachtete er das liebliche Bild zu seinen Füßen. Dann winkte er Bruder Benno heran, um ihn nach der Größe des Ertrages zu fragen.

„Sechzig bis siebzig Eimer Wein könnten es werden, Euer Gnaden“, erwiderte der Gefragte.

Der Winzer Preiniger, den der Abt vor Jahren aus Leubus zur Pflege des Weinberges hergerufen hatte, bestätigte die Angaben des Bruders. Mit einem fragenden Blick schaute der Abt den greisen Bruder Raphael an. Der aber war gar nicht verlegen. „Wird wohl essigsauer sein, unsere oberschlesische Sorte!“ entgegnete er schlagfertig.

Da klopfte ihm der Abt freundschaftlich auf die Schulter und sagte: „Mag sein, lieber Raphael! Aber wir lagern ihn in den Keller und warten, bis wir beide hundert Jahre alt werden. Und dann probieren wir ihn. Bis dahin ist er bestimmt trinkbar.“

Darin nun hat Bruder Raphael und nicht der Abt recht behalten, denn der Raudener Wein blieb sauer. Was jedoch der Alte Fritz sonst noch angeordnet hatte, das gedieh und wurde unserer Heimat zum Segen.

Werke der Barmherzigkeit.

1.

In das Stübchen an der Klosterpforte guckte der Nachmittagssonnenschein neugierig hinein, um zu sehen, was denn der allzeit lustige Bruder Pförtner treibe, ob er nicht wieder mit einem fahrenden Gesellen zusammensitze und sich von ihm die neuesten Schnurren erzählen lasse oder einen wandernden Handwerksburschen über seine Erlebnisse ausforsche. Das machte der Bruder Pförtner immer zu gern, ehe er den Lederbeutel auftat und den Leuten, wie es Klosterbrauch war, einen Zehrpennig in die Hand drückte.

Nun, heute war nichts von alledem zu sehen. Auf seinem harten Bänkchen sitzend, hielt der Bruder ein Schläfchen und lächelte so mild dabei. Gewiß zogen an seiner Seele all die Heimatlosen und Bedürftigen vorüber, denen er während der langen Zeit seines Amtes in ihrer Not geholfen hatte durch ein gutes Wort, mit einer Geldgabe, einem Imbiß oder einem Nachtlager in der Fremdenstube.

Da nähert sich knarrend ein Wagen der Klosterpforte. Die Räder quietschen und freischen unter der Last, die sie tragen, und das magere, dürre Pferdchen gibt seine letzten Kräfte her, um das Gefährt vorwärts zu bringen. Bald kann es nicht mehr weiter, es sehnt sich nach Sutter und Ruhe. Mit besorgten Blicken schaut der Mann nach seinem abgeklärnten Weibe, das mit den fünf blassen Kindern zwischen dem dürftigen Hausrat sitzt.

Der Bruder Pförtner ist bereits wach. Rasch wischt er den Rest des Schläfchens aus den Augen und tritt vor das Tor. Er weiß schon im voraus, was den Leuten not tut: eine Unterkunft für Mensch und Tier über Nacht und was der abgekehrte, hungrige Leib sonst noch braucht. Und das sollen sie haben. Trotzdem hört er freundlich zu, was ihm der Mann in kurzen, abgerissenen Sätzen erzählt: Die Besingung abgebrannt, Vieh und Vorräte vernichtet, nur das Notwendigste gerettet. Damit nun und mit ihrem Kummer um die Zukunft ziehen sie in eine andere Gegend, wo ihnen wohlgesinnte Verwandte weiterhelfen wollen.

Gastlich öffnet sich den mit Mühsal Beladenen das Kloistertor. Hilfe und Trost soll ihnen werden. Das ist Klosterbrauch seit alters her.

2.

Gründonnerstag im Kloster Rauden. Der Gottesdienst ist zu Ende; um die entblößten Altäre grollt noch das Gerassel der Holzklappen und Ratschen. Da schaut der Bruder Pförtner durchs Fensterchen auf die Straße und macht große Augen. Stehen doch auf dem weiten Vorplatz die Leute Kopf an Kopf, Kinder und Erwachsene; aus den entferntesten Dörfern und Weilern sind sie herbeigeeilt. Keiner wollte fehlen, wenn das Kloster altem Herkommen gemäß am Gründonnerstag seine Gaben austellt zum Andenken an das Geschenk, das uns der Heiland beim letzten Abendmahl gemacht hatte.

Der Pförtner schüttelt den Kopf und spricht bei sich: „So viele?“ Dann eilt er zum Pater Provisor, dem Geldverwalter, und meldet ihm, wie groß die Menge sei. Dem Pater aber ist gar nicht bange. Er lächelt zu dem Bericht des Pförtners und sagt gelassen: „Es wird schon langen!“

Vom Turme erschallen drei Glockenschläge. Die ganze Kloster-gemeinde, vom Abt bis zum jüngsten Bruder, bekreuzigt sich und betet

in Gedanken: „Möge des Klosters Geschenk mit Gottes Hilfe uns und ihnen zum Segen gereichen! Amen.“

Und nun folgt das Austeilen. Aus dem Leinensäcklein erhält jeder, der sich darum bemüht, ein blickblankes neues Gröschel in die Hand gedrückt und dazu ein Weißbrot als Ostergabe. Es ist ein andauern= des Kommen und Gehen, ein Hin und Her. Manchem rutschen in die welcke, zittrige Hand zwei oder gar drei Gröschel. Erstaunte Blicke richten sich auf den austeilenden Pater. Aber der nicht nur. Er weiß, daß er mehr gegeben hat. Die Klosterkasse kann es schon verschmerzen.

Erst gegen Mittag erreicht die Gabenverteilung ihr Ende. Dann schließt sich das Kloster tor und nimmt den Dank der Beschenkten mit.

3.

An einem naßkalten Tage im Frühjahr des Jahres 1806 saßen sich der Abt Bernhard IV. und der Klosterarzt in tiefem Gespräch gegenüber. Schlimmes hatte der Arzt zu berichten von der Reise, die er durch einige Dörfer in der Umgegend gemacht hatte. Eine bösertige Seuche schlich von Haus zu Haus, lag in den dumpfen Kammern und quälte die Leute bis zum Tode. Der Opfer gab es bald gar viele. Mehr als hundert Tote lagen bereits auf den Friedhöfen, und noch war das Ende der Plage nicht abzusehen. In Höfen und auf den Straßen erscholl das Wehklagen um die Toten; ratlos standen die Gesunden an den Schmerzenslagern der Kranken. Wilde Flüche und Verwünschungen galten den russischen Soldaten, denen man das Einschleppen der Seuche zuschrieb, als sie im November des verflossenen Jahres in den Dörfern im Quartier gelegen hatten. Sie waren dann nach Österreich marschiert, um Hilfe gegen den eroberungsjüchtigen Korsen Napoleon zu bringen.

„Es fehlt an allem,“ schloß der Arzt seinen Bericht, „an Arznei, Nahrungsmitteln und an Leinenszeug; auch an Trost für die Verzweifelnden.“

„Wir werden helfen, so gut wir können“, erwiderte entschlossen der Abt.

Schon am übernächsten Tage rollte aus dem Klosterhofe Wagen auf Wagen, beladen mit Brotmehl, Fleisch und Ballen von Leinwand, um

den Kranken beizustehen und die Not der Angehörigen zu lindern. Heilfundi-
ge Brüder nahmen sich der Seuchenopfer an, bannten das brennende
Sieber durch die mitgebrachte Arznei und trafen Anordnungen für die
Pflege der Leidenden. Fast schien es, als wären ihre Bemühungen
umsonst. Die Leute starben weiter, die Ansteckung pflanzte sich fort.
Aber die menschenfreundlichen Klosterbrüder verzagten nicht. Tag
und Nacht waren sie unterwegs und setzten Kraft und Gesundheit ein,
um der Seuche Herr zu werden.

Endlich wurde ihr Opfermut belohnt. Als die Mailuft frisch und
warm durchs Land zog, wich auch die verheerende Seuche. Neue Hoff-
nung erfaßte die Überlebenden; aufrichtiger Dank ward den Helfern
zuteil. Das Werk der Nächstenliebe hatte die Klosterkasse zwar kräftig
in Anspruch genommen: 900 Taler waren verbraucht worden. Aber
was wog das irdische Gut gegen die rettende Tat, die man vollbracht
hatte nach dem Worte Christi: „Was ihr einem dieser Geringsten getan
habt, das habt ihr mir getan!“

So stand es mahnend in der Klosterregel, und die hatten die
Raudener Mönche immer beachtet.



Erläuterungen.

Eine fränkische Hufe: 25—32 Hektar.

Eine flämische Hufe: 16—17 Hektar.

Ein Goldgulden: 15 Mark.

Ein Gröschel: 3—4 Pfennig.

Eine Stallung Wald: 150—200 Morgen (1 Morgen: 25,5 Ar).

Ein Kübel: 125 Liter. (6 Kübel Erz: 2 Sühnen.)

Ein Eimer Wein: 68,7 Liter.

Konvent: Klostergemeinschaft, bestehend aus Geistlichen und Laienbrüdern.

Luppenfeuer: Ein Herd aus feuerfestem Ton oder Ziegeln und Eisenplatten zum Schmelzen der Eisenerze. Der hierbei erzeugte Klumpen Roheisen hieß eine Luppe.

Stiftsdörfer: Dorfgemeinschaften, in denen das Kloster als Gutsherrschaft ein Dominium besaß, und dem die Dorfbewohner (Sreibauern, Freigärtner, Freihäusler, Robotbauern, Robotgärtner und Robothäusler) zu verschiedenen Dienstleistungen und Zinszahlungen verpflichtet waren.

Sreibauern durften ihr Besitztum vererben, mußten die Gebäude auf eigene Kosten unterhalten und zahlten Zins. Außerdem waren sie an 2—6 Tagen zur Erntearbeit verpflichtet.

Freigärtner hatten ein kleineres Besitztum, mußten die Gebäude ebenfalls selbst unterhalten und gingen 2—10 Tage zur Ernte auf den Klostergütern.

Robotbauern hatten Acker und Gebäude vom Kloster nur zur Nutznießung. Das Kloster baute und unterhielt die Gebäude. Die Bauern mußten wöchentlich sechs halbe Tage und in der Ernte 30 ganze Tage für die Herrschaft arbeiten.

Robotgärtner besaßen weniger Acker, der wie bei den Bauern dem Kloster gehörte. Im übrigen hatten sie die gleichen Pflichten wie die Robotbauern.

Der „Brandenburger“: Johann Georg von Jägerndorf, der sich zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges dem „Winterkönig“ Friedrich von der Pfalz angeschlossen hatte. Der Kaiser Ferdinand sprach ihm deshalb das Anrecht auf die Herrschaften Beuthen und Obergberg in Oberschlesien ab. Um sein Recht zu behaupten, griff Johann Georg zur Selbsthilfe und zog mit seinen Soldaten verheerend im Lande umher. Er starb am 29. April 1624 zu Lentschau in Ungarn, ohne seine Ländschaften wiedererhalten zu haben.

Inhalt.

	Seite
1. Ein fürstliches Geschenk	5
2. Neues Land wird erschlossen.	9
3. Ein kostbarer Schatz	12
4. Aus schwerer Zeit.	14
5. Eine Tagesfahrt im Klosterforst	19
6. Bei Feuerschein und Hammerschlag	22
7. Zum Wohle der Jugend	26
8. Die Lehrmeister der Bauern	30
9. Mühe und Erfolg	34
10. Werke der Barmherzigkeit	38
Erläuterungen	42



„Höhen und Tiefen“

Klassenlesestoffe für katholische Volksschulen.

- Heft 1: Das Bild der deutschen Frau.
" 2: Zu Hause.
" 3: „Ehre sei Gott in der Höhe!“
" 4: Dorfheimat.
" 5: O du Heimatflur!
" 6: Wie's daheim war.
" 7: Hussitennot in Schlesien.
" 8: Schlesien im Dreißigjährigen Kriege.
" 9: Mein Gläzer Land.
" 10: Im Dienste der Heimat. — Bilder aus der
Geschichte der ehemaligen Zisterzienserabtei Rauden
in Oberschlesien. Von Mag Niedurny.
-

Jedes Bändchen kostet kartonniert 0,45 *R.M.*

Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001872620



I 638478

9